

The Future Turn – Fragmente

Christoph Ernst und Jens Schröter

Zukunft im Schatten der Krisen

Die Zukunft ist wieder ein gesellschaftliches Thema, nicht nur in akademischen Debatten. Sie ist ein Thema im Schatten von Krisen, damit auch: von Krisen, die – sei es aus Ignoranz, sei es aus Ideologie – im Schatten gehalten werden.

Zukünfte im Magma

Dabei zeigt sich: Die Versprechen und Erwartungen der immer gleichen Zukunftsdiskurse rund um neue (Medien-)Technologien stehen in einer Beziehung zu den Sedimenten, in denen sich eine ungeordnete Vielfältigkeit aus Zukünften verdichtet. Diese Vielfältigkeit besteht aus anderen Zukünften, die im ›Magma‹ (Cornelius Castoriadis) der bestehenden globalen Ordnungen enthalten sind. Dieses Magma, das auch für die Andersheit der Zukunft selbst steht, ist überall dort zu beobachten, wo sich die nicht klar fixierbaren und nicht klar differenzierbaren Effekte der sozialen und technologischen ›Megatrends‹ zeigen.

Die Krisen der Gegenwart und ihre Beschreibung

Die Dynamik der bekannten Krisen ist immens: Umweltzerstörung, die nicht lokal begrenzt ist; Migrationsbewegungen, die sich nicht ›den einen‹ Weg suchen; Pandemien; Turbulenzen des Finanzkapitalismus, die nicht den Folgen des Zusammenbruchs einer Bank festgemacht werden können; mehr noch – fundamentale Strukturkrisen des globalen Kapitalismus überhaupt; der neue Kalte Krieg zwischen China und den USA, der als ›Falle des Thukydides‹ alten realpolitischen

Skripten folgt; der neue heiße Krieg Russlands gegen die Ukraine mit noch unabsehbaren Folgen. Die mit solchen krisenhaften Prozessen verknüpften Zukünfte sind in ihren Konsequenzen zwar einfach und direkt, die Anatomie der Probleme jedoch hochkomplex; sie sind global und lokal, explizit und implizit, manifest und virtuell, spontan und schleichend. Diese Probleme lassen sich nicht in einfachen Gegensätzen auflösen, sondern fordern – bevor ordnende und analytische Unterscheidungen postuliert werden können – nach Imagination, nach neuen Bildern und Metaphern, kreativen Analogien und effektiven Beispielen. Sie fordern nach einem neuen Diskurs, einem neuen Sprechen, einem neuen Schreiben, wie es sich auch, aber nicht nur in technofeministischen Debatten findet (Donna Haraway, Karen Barad). Diese Ausdrucksformen umfassen heute etwa auch Informationsvisualisierungen und Datenanalysen, für die neue Beschreibungsmöglichkeiten gefunden werden müssen (Johanna Drucker).

Die Verantwortung der Gegenwart vor der Zukunft

Philosophisch gesehen schlägt sich diese Lage auch darin nieder, dass das zukünftige Ereignis (9/11, ›die‹ Revolution, die Pandemie etc.) nicht mehr als der alleinige und zentrale Bezugspunkt von Zukunft angesehen werden kann – zumindest nicht im Sinne eines klar und eindeutig fixierbaren Ereignisses, das *ex post* als ein singulärer Wendepunkt von Geschichte rekonstruierbar wäre. Die Versprechen neuer (nicht

nur technologischer) Möglichkeiten, die sich auf die nahe Zukunft beziehen, spiegeln sich im Zerrbild des sehr viel größeren Prozesses des Unmöglich-Werdens von Zukunft. Eventuell haben die Metaphern der Dekonstruktion (Jacques Derrida) diesen Überschuss, diese ›andere Seite‹ der Zukunft bereits fassbar werden lassen: Die Gegenwart befindet sich in einer ›Nachträglichkeit‹ gegenüber der Zukunft, die sie zwar verspricht, aber verunmöglicht; sie steht in einer ›Verantwortung‹ gegenüber den menschlichen und nicht-menschlichen ›Anderen‹, die sie bedingungslos ausbeutet und zerstört; kurzum: sie ist in einem ›Verzug‹, einem ›Aufschub‹, gegenüber ihren eigenen, möglichen Zukünften – und das nicht erst seit gestern.

Strukturen und die Medien der Zukunft

Solides empirisches Wissen um diese Krisen (und die strukturbildenden Reaktionen darauf, Stichwort: Risikogesellschaft, Kontrollgesellschaft etc.) ist schon lange vorhanden. Das ›Mehr‹, das als Nebeneffekt von Praktiken und Handlungen entsteht, sich akkumuliert und Strukturen ausbildet, welche die Praktiken und Handlungen anleiten, ist dabei eine Realität. Dafür erbringen all jene den besten Beweis, die daraus ein computerbasiertes Geschäftsmodell gemacht haben. Technologien rund um das Schlagwort ›Big Data‹ sind auf das Abschöpfen eines kollektiven ›Mehr‹ ausgerichtet, also auf all das implizite und prozedurale Wissen, dass sich aus Nutzungspraktiken auslesen lässt (Richard Barbrook). Die neueren technologischen Entwicklungen rund um Maschinelles Lernen und ›Data Mining‹ sind dabei der Ausdruck einer Medienkultur, in der das Versprechen der ›prädiktiven‹ und ›präemptiven‹ Vorwegnahme von Zukunft das Zentrum des Versprechens neuer Medientechnologien selbst bildet. Zukünftige Medien sind Medien der Zukunft; sie sind also Medien, die in einem Register operieren, das ›vor‹ den Praktiken und Handlungen liegt. Maschinenseitig besteht bereits eine Kalkulation,

was diese Praktiken und Handlungen sein werden. Die Gegenwart kann ohne Zukunft nicht existieren, sonst würde sie keinen Sinn haben. Das ist trivial. Aber die technologische Zukunft, von der hier die Rede ist, ist auf dem Weg, nicht nur eine Bedingung der Konstitution von Gegenwart dazustellen. Sie wird *innerhalb* der Gegenwart zu einem operativen Teil des sozialen Tuns. Die Gegenwart ist immer schon spekulativ – wie die ökonomischen Theorien radikaler Unsicherheit (John Maynard Keynes) bereits wussten und es bedarf komplexer Technologien und Praktiken, um die Zukunft in der Gegenwart zu prozessieren.

Öffnungen

All dies geschieht teils in sehr konkreten und oft sehr einfach erscheinenden Praktiken (Was werde ich als nächstes kaufen? Wohin werde ich fahren?). In bestimmten, für die Gesellschaft dominanten, Feldern kann es aber auch schon als eine strukturbildende Dynamik betrachtet werden, wie die prädiktiven Technologien der großen Digitalkonzerne zeigen. Dies verweist auf einen wichtigen Umstand: Die Zukunft ist nur dort im Detail prognostizierbar, wo die zugrundeliegenden Prozessdynamiken begriffen und exakt beschrieben wurden (Nicholas Rescher). Dass dies für die Wirtschaft eher nicht gilt, ist kein Geheimnis – und so wundert es nicht, dass Diskussionen um alternative Ökonomien in der jüngeren Vergangenheit im Zentrum von Debatten um neue Perspektiven auf die Zukunft stehen. Die Zukunft der Ökonomie könnte anders sein, wie auch der ›Nobelpreis‹ 2009 für Wirtschaftswissenschaften an Elinor Ostrom denkbar macht und die schweren ökonomischen Krisen, wie auch der Klimawandel machen ein solches Denken erforderlich. Die prädiktiven Technologien der Digitalkonzerne weisen bereits auf mögliche neue, geplante Ökonomien hin (Leigh Phillips/Michal Rozworski). Das zeigt aber auch die Notwendigkeit, gegebene Technik nicht nur anders zu verwenden, sondern auch eine

andere Technologie anzustreben. Hier kommt unmittelbar die Frage nach anderen Kulturen und ihren anderen ›Ethnofuturismen‹ und Technologien ins Spiel (Armen Avanesian/Mahan Moalemi, Kodwo

Eshun, Clapperton Chakanetsa Mavhunga). Es sind politische Debatten erforderlich, die die Grenzen des Denkbaren verschieben und die Versteinerungen der Vergangenheit sprengen.

Repliken

Pragmatisch flüchtige Zukünfte planen

Elisa Linseisen

Über Zukünfte nachdenken: Dazu suche ich zwei ungleiche und doch gleichsam prekäre Orte derselben Institution auf. Es ist die Institution aus der heraus auch ich, mit diesem Text, nach Zukünften frage: die Universität. Die beiden Orte der Universität, die ich gleich näher beschreibe, sind Laboratorien der Zukünfte; sie forschen, experimentieren an ihr, aber sie arbeiten sich auch an den Zukünften ab. Welchen Pragmatismus diese universitäre Forschung an Zukünften beinhaltet und warum es flüchtige Zukünfte sind, möchte ich mit dieser Replik darlegen, genauso wie die Sondierung der Vorgaben, die ein universitäres Setting (nicht) anbietet, um flüchtige Zukünfte zu planen. Meine These lautet, dass ein pragmatisches Herangehen an eine flüchtige, d.h. entweichende und sich entziehende Vision dezidiert politisch ist, weil diese handelseitete Ausrichtung auf flüchtige Zukünfte deren dringlichen Bezug zu einer unhintergehbaren Gegenwart voraussetzt. Flüchtige Zukünfte sind in ihrem Entzug notwendigerweise präsent.

Erstes Zukunftsszenario: Institut für Kybernetik und Simulationsforschung an einer Universität in Berlin, 2019. Die Zukunft macht hier einen katastrophalen Eindruck. In einem zuckenden Bildschwenk wird ein rostrot ausgetrockneter Tümpel eingeholt, der umgeben ist von Baumskeletten und Büschen, die zu brennen beginnen. Das Bild wird untermalt von bedrohlich pochendem, fiependem Sound. Die

Einstellung davor zeigte dasselbe Setting noch begrünt und üppig, ruhig daliegend zu Johann Strauss' *An der schönen blauen Donau*. Die sorgenfreie Welt morpht in eine bedrohliche Zukunft ›hier‹ in Deutschland, in Brandenburg – eine Simulation der dort von Agrar- und Energiewirtschaft belasteten Ackerböden (vgl. Weingart/Linz 2019: 118). Die Virtual-Reality-Inszenierung ist eine unter vielen Planungssettings am Institut. Die anderen Szenarien scheinen weniger beunruhigend, zeigen sie auch nicht die Zukünfte selbst, sondern zunächst nur deren Medien der Planung (vgl. Ernst/Schröter 2020): Studierende exerzieren schematisch zukünftige Verhältnisse von globaler Politik, Ökonomie und Umwelt auf RGB-farbigen Spielbrettern durch. Komplizierte Formeln zum ästhetischen Zustand in der freien Klasse, moderate Graphen zur Berechnung des Alltäglichen als eigentlichem Katastrophenzustand in der Einführung in die Simulationsforschung und ein körpergroßer Weltkugelball arbeiten am Institut ganz analog am Ausblick auf ein »gelingendes, ein schönes Leben vielleicht« (ebd.). Denn diese Hoffnung bietet Max Linz' Uni-Film *Weitermachen Sanssouci* (2019) aus dem die beschriebenen Szenen der Zukunftsplanung an einer fiktiven Berliner Universität stammen. Zukünfte werden hier hervorgebracht in den von ›strategischen Partner*innenunternehmen‹ gesponserten Designbüros der gleichsam mit Designanzügen ausgestatteten

Professor*innen, mit Hilfe drittmittelgeförderter, teurer VR-Technik in googleesken Medienlaboren, in der mit Selbstoptimierungsanreizen zur gesunden Ernährung ausgestatteten Mensa, angetrieben von dem Exzellenzvorhaben der Hochschulleitung, die Berliner Universität zum deutschen Silicon Valley mutieren zu lassen. Dass diese schillernde Planung an einer solchen (hoffnungsvollen) Zukunft der Wissenschaft nicht nur schräg zum simulierten Klimawandel, sondern zur Institution selbst steht, da sie, von vorneherein nur ungleich gestellt werden kann, zeigt *Weitermachen Sanssouci* über Machtgefälle, die auf in den Chefetagen stehende, sonnige Frühlingstage simulierende Designerlampen zugespitzt werden kann. Ein auf 28%-Stellen sitzender Mittelbau friert dagegen im Smart-House-regulierten Unigebäude, bei dem die Heizungen zentral eingestellt sind und die Mitarbeiter*innenbüros auch mal eiskalt bleiben. Und die Studierenden wollen im Einführungsseminar nicht an schematischen Zukünften planen, wenn deren Modellierungen erstens für sie irrelevant, weil unterkomplex erscheinen und zweitens überhaupt erst unter der eigenen Verschuldung durch Studienkredite und damit verbundenen unsicheren, ja gefährdeten (beruflichen) Zukünften stattfinden. »Und wenn ich sterbe, werden mich meine Diplome wärmen. Und also werden sie das Geld wert gewesen sein« (Linz 2019: 00:26:36), resümiert vorausschauend der Studierende Omar, bevor er den Seminarraum und das eisige Uni(unternehmens)klima hinter sich lässt. Dasselbe setzt der Film schließlich über seine exaltierte und groteske Stilistik in Szene, wenn der unter Anstrengungen regulierte, *smarte* ›Normalzustand‹ in die simulierte Katastrophe kippt, im Unigebäude plötzlich Schnee fällt und raue, durch die Gänge brausende Böen die Antragsteller*innen während der Begehung zur Evaluation der Forschungsexzellenz wortwörtlich an Standfestigkeit einbüßen lassen.

Zweites Zukunftsszenario: Eine nordamerikanische, weiße Universität der Gegenwart, aber vielleicht auch

jede Universität. Auch hier wird an Zukünften geplant, dieses Mal von einem explizit nicht zu fassenden Ort, der ein flüchtiger und einer der Geflüchteten ist; der sich gerade dadurch auszeichnet, dass er mit seiner »Prophetie« (Harney/Moten 2016: 26) »unseßbar« (ebd.: 14) den institutionellen Visionen immer entwischt. Es sind die *Undercommons*, die hier »Schwarzes Studium und flüchtige Planung« betreiben, wie Stefano Harney und Fred Moten es ausführen. Die *Undercommons* sind keine klar definierbare Gruppe. Es sind diejenigen, die zwar Zuflucht finden in der Universität, aber in einer akademischen Negation durch vergeschlechtlichte, rassifizierte und klassistische Benachteiligungen. Es ist eine untergründige, verstoßene, subversiv-intellektuelle Uni-Existenz, die im radikalen Entzug stets der Zukunftsplanung derer »in den [designmöblierten] Obergeschossen« (ebd.: 21) zuwider steht. Die Gruppe »entwischt in den Untergrund, tief hinunter in die universitäre Gemeinschaft der Maroons, der Entlaufenen, in die *Undercommons der Aufklärung*, wo die Arbeit gemacht wird, wo die Arbeit subvertiert wird, wo die Revolution immer noch schwarz, immer noch stark ist« (ebd.: 22, Hervorhebung im Orig.). Gibt es die *Undercommons* auch an der fiktiven Berliner Universität aus dem ersten Zukunftsszenario, frage ich mich? Vielleicht gelange ich zu ihnen, wenn ich dem Studierenden Omar, der seine prekäre Existenz nicht im aufklärerischen Gedankengut und der schematischen Simulation einer globalen Zukunft gerettet sieht, aus dem Seminarraum hinaus folge, mutmaßlich weiter. Möglicherweise bringt er mich an den Ort flüchtiger Planung und durch Schwarze Theoriebildung geprägten Aktivismus, so spekuliere ich, an dem sich »Maroons-Gemeinschaften von Kompositionslehrenden, Studierende [...] ohne Mentorat, marxistische [...] Historiker_innen als Lehrbeauftragte [...], Managementprofessor_innen, die sich ge-outed haben oder queer sind, Ethnologieabteilungen an staatlichen Hochschulen, eingestellte [...] Filmprogramme

[...], jemenitische[...] Studierendenzeitungsredakteur_innen ohne Aufenthaltstitel, Soziologinnen in historischen Black Colleges und feministische [...] Ingenieur_innen« (ebd.: 27–28) eingefunden haben – »stets im Krieg, stets im Verborgenen« (ebd.: 28). Sie sind einige, *viele* derjenigen, die sich zusammenfinden, weil sie dem an sie herangetragenen Anspruch der universitären Professionalität entweichen, welche an *dem* kapitalistischen Simulationsmodell einer wertsteigernden Zukunft festzumachen ist: Professionalität hängt an der Kreditfähigkeit bzw. am Credit-Point. »Die Studierende ist eine schlechte Schuldner_in, bedroht von einem Kredit. Die Studierende läuft dem Kredit davon [...]. Sie studiert, aber sie lernt nicht. Würde sie lernen, könnten sie [die Professionellen der Universität] ihren Fortschritt messen, ihre Eigenschaften bestimmen, ihr einen Kredit einräumen« (ebd.: 71). Die Undercommons sind nicht verbuchbar über Evaluationsbögen, sie haben nicht Teil an Exzellenzinitiativen, sie widersetzen sich dem Unimanagement und gehören daher nicht der Zukunft der Institution an. Sie bilden dagegen einen Ort der flüchtigen Zukünfte aus, nicht, weil die Undercommons solche mit der möglichen Hoffnung auf Sorglosigkeit modellieren – *Sanssouci* –, sondern, weil eine »prophetische Organisation« stattfindet, die weder auf Umsetzbarkeit, Anwendung oder (sich einlösende) Wahrhaftigkeit abzielt. Es geht um »radikales Planen« wie Gerko Egert schreibt, welches »zukunfts- aber nicht zielgerichtet« ist (Egert 2020: 4). Bei diesen Zukünften sind die »Mittel, das heißt die Planer_innen, immer noch Teil des Plans. Und der Plan besteht darin, in einem gemeinsamen Experiment die Mittel zu erfinden [...] [, das] laufende Experiment mit dem Informellen, das als das Kommende der Lebensformen durch und für die Mittel der sozialen Reproduktion durchgeführt wird [...] [,] das unaufhörliche Experiment mit der zukünftigen Gegenwart von Lebensformen« (Harney/Moten 2016: 87). Die flüchtigen Zukünfte sind durch die Leben

ihrer Planer*innen (»die Mittel«) notwendigerweise präsent und das gegenwärtige Planen richtet sich an eine flüchtige Zukunft, weil es etwas ermöglichen soll, was bisher nur prekäres Potenzial (»das Kommende der Lebensformen durch und für die Mittel«) ist und gerade deshalb notwendige, »existenzielle [...] Praxis« (Egert 2020: 5).

Universität – Ort flüchtiger Vorhersagen: Geplant wird bei den Undercommons »in jeder Küche, auf jeder Hinterhof-Veranda, in jedem Untergeschoss, in jedem Korridor, auf jeder Parkbank, auf jeder improvisierten Party, in jeder Nacht« (Harney/Moten 2016, 87). Warum sich also gerade in die Universität und in ihre kreditbelasteten Simulationsstudios, Media Labs oder mein Büro begeben, um über flüchtige Zukünfte nachzudenken, frage ich mich. Aber auch die Undercommons lösen sich ja nicht von dieser Institution denke ich weiter und laufe in Gedanken am Gebäude O einer Universität vorbei, an der ich arbeite. Dort steht in großen Lettern das berühmte Zitat Alan Kays: »The best way to predict the future is to invent it«. Eine andere Universität, an der ich arbeite, hat die Sprüche »Dahinter entsteht Zukunft« bzw. »Dahinter liegt Zukunft« zum Geleit ihres Personals und der Studierendenschaft in die Forschungsstätten auf Poster gedruckt. Eine kleine Auswahl an Häuserwänden-füllender Universitäts-PR, die in ihrer Brachialität zeigt, dass diese Orte Zukünfte *claimen*, dabei aber einem »Verhängnis der Institution« unterliegen, welches Max Linz mit seinem Film *Weitermachen Sanssouci* aufzuspüren versucht. Es gebe da ein spezifisch akademisches Verhältnis von »Problembewusstsein« und »Passivierung« erklärt Linz im Interview mit Brigitte Weingart – ein Verhältnis, das ungemütlich ist, weil zwar offenbar der Anspruch und die Projektion besteht, dass in Universitäten »eine Analyse von Lebensverhältnissen oder auch Risiken betrieben werden kann«, d.h. von der Entstehung oder Erfindung von Zukünften forciert wird, um die Uni-Slogans an Linz anschließend zu paraphrasieren.

Gleichzeitig scheint die Institution aber regelrecht ›demobilisiert‹: »Sie lässt sich nicht wirklich aktivieren, aufgrund irgendwelcher Verhältnisse« (Weingart/Linz 2019: 113). Die Verhältnisse markieren den profanen Kontrast zu den zu erfindenden, zu erdenkenden und zu simulierenden Zukünften. Sie sind der Uni-Alltag, die existenziellen Sorgen, die durch Arbeit und Studium entstehen – Academies Banalität, die ich mit Lauren Berlant als *Cruel Optimism* bezeichnen möchte. Mit Berlants Konzept ist ein weiteres Zukunftsszenario der neoliberalen Welt aufgerufen, und zwar eines, das ganz stark an der Gegenwart derjenigen hängt, um deren Zukünfte es geht. Der Prototyp des grausamen Optimismus ist dabei deckungsgleich mit der hoffnungsvollen Frage, die Linz' Film stellt. Es sind die Imaginationen eines besseren Lebens, die »good-life fantasies«, die nun aber zur Überlebens- und Sorgestrategie, zur ›existenziellen Praxis‹ werden, weil die bloße Existenz, das bloße Leben dermaßen prekär und überfordernd sind. Die Perfidität liegt nun in der Rückkopplung: Das, wonach gestrebt wird, das gute Leben, ist in Wirklichkeit die Hemmnis im Streben nach ihm, »an obstacle to your flourishing« (Berlant 2006: 1). Große Zukünfte für eine bessere Welt an der Uni planen, sich dem aufklärerischen Bildungsideal (vielleicht, weil man* aus einem sogenannten ›bildungsfernen‹ Elternhaus kommt) in Hoffnung an die eigene bessere Zukunft hingeben – um, so spekuliert ein Schwarzer Studierender in *Weitermachen Sanssouci* ironisch, dann mit 52, Dokortitel und ohne Job zu sagen: »[I]hr verdient vielleicht Geld, aber ich war schlau. Ich habe meins dafür ausgegeben, um noch schlauer zu werden« (Linz 2019: 00:26:27). Der grausame Optimismus der Bildungsstätten, die sich Zukunft an die Häuserwände schreiben, mit der Zukunft werben, die Zukunftsplanung in Aussicht stellen, nährt die prekäre Gegenwart und eine noch prekärere Zukunft derer, die sich von den Plakaten angesprochen fühlen sollen, die in den Seminaren Zukunft planen und erfinden, während ihre eigene

keinen Ausweg in ein sorgenfreieres Leben bietet. Die Universität als »edu-factory« (vgl. edu-factory 2019), die angetrieben vom grausamen Optimismus und einer akademischen *credibility* Imaginationen sorgenloser Zukünfte produziert – gerade dieser Herstellungslogik entzieht sich die radikale Planung flüchtiger Zukünfte der Undercommons. Sie entzieht sich *gerade weil* sie in der Universität Unterschlupf sucht und so den angebotenen Optimismus korrumpiert, sich in die Universität einschleicht, die geplanten Zukünfte bestiehlt und die Imaginationen pragmatisch in radikale Planungen übersetzt. Die »Gastfreundschaft« der Universität »missbrauchen, ihre [Zukunfts-]Mission stören«, das, so schreiben Moten und Harney, ist der einzig mögliche Bezug zur Institution und der Grund dort zu bleiben, nämlich ein »krimineller« (Harney/Moten 2016: 21).

Pragmatisch flüchtige Zukünfte planen: »Wie ist also ein in die [flüchtige] Zukunft gerichtetes Denken und Handeln möglich, das über seine eigenen Ziele hinausgeht, statt hinter diese zurückzufallen?« (Egert 2020: 4), frage ich mit Egert und füge zu den eigenen die Ziele der Institution hinzu. Ein kriminelles Verhältnis zur Universität aufzubauen, den Undercommons folgen, scheint eine Möglichkeit. Was ich mit Berlants Konzept des grausamen Optimismus gelernt habe, ist, dass zukünftige Imaginationen an einer Gegenwart hängen und dass ihre Relation eine existenzielle ist, oder wie Berlant sagt: »I am looking at the complexity of being bound to life« (Berlant 2006: 14). Zukünfte hängen am Leben und beide sind ungleich verteilt und damit politisch: »Ob jemand von einem gesicherten Auskommen für sich und nächste Angehörige ausgehen kann, richtet sich nach der *color line*, der sozialen Herkunft und/oder der geschlechtlichen Identität« (Mader 2020: 207), wie Vera Mader in ihrer Rezension zu Publikationen über dekoloniale, afro- und ethnofuturistische Zukünfte (vgl. Avanesian/Moalemi 2018; Lothian 2019; Gunkel/Lynch 2019) ausführt. Diese Verteilungen sind es,

so scheint mir nun evident, auch wenn ich zurück auf meine zwei universitären Zukunftsszenarien blicke, an welchen überhaupt erst entschieden wird, welche (katastrophische) Zukunft von wem als dringlich bewertet wird, welche deswegen zu denken ist, d.h. als Zukunft erfunden werden kann und das explizit unter Ausschluss flüchtiger Zukünfte (die aber an der Erfindung dieser Zukunft beteiligt sein sollen – grausamer Optimismus!). Zukunft zu erfinden ist ein Privileg. Die flüchtigen Zukünfte werden dagegen nicht erfunden. Denn sie sind »useless« – eine Kategorie, mit der Erin Manning anhand einer diskriminierenden »Nähe« neurodiverser Praktiken und Schwarzer Leben normative Wertsysteme auf ihre vermeintliche Funktionalität hin befragt (vgl. Manning 2020: 1–14). Gerade die Nutzlosigkeit, die Unvorhersehbarkeit und die Verweigerung einer Lösung machen nun aber flüchtige Zukünfte radikal, weil pragmatisch planbar. Die Praxis wurde oben mit Egert schon kurz angerissen: »Radikal zu planen bedeutet einerseits das Planen zu affirmieren, andererseits das zu Planende von der Planbarkeit zu befreien« (Egert 2020: 4) und daher auch von einer funktionierenden, berechneten, simulierten oder erfundenen Zukunft. Radikale Planung entwischt, wie die Undercommons, dem grausamen Optimismus, weil die zu planenden flüchtigen Zukünfte mit den Leben der Planenden, deren Gegenwarten, unlösbar verbunden sind und sich dadurch gleichermaßen entziehen. Darum sind die Zukünfte flüchtig und können in den Universitäten nicht heraufbeschworen oder »gemacht« werden. Mit der Planung der flüchtigen Zukünfte, die ein Prozess

ist, ändert sich bei jedem Entwurfsschritt, in jedem Moment immer alles, das heißt auch das Setting der Planung und dementsprechend auch die spekulierten Zukünfte, die so auch immer schon viele sind (vgl. ebd.: 5). Radikale Planung versteht die flüchtigen Zukünfte auf diese Weise als Problem und nicht als Lösung. Sie sind ein Problem, weil sie ihre Lösung nicht schon enthalten bzw. zu einer Lösung hintendieren, sondern erst aus der Planung und d.h. aus einem Prozess von »Anpassungen, Missverständnissen, Umdeutungen, neuen Ideen und ganz anderen Wegen« (ebd.: 6) heraus entstehen. Solche Probleme können in programmierten Simulationsszenarien oft nutzlos erscheinen, da sie gegen das Modell, zu dem sie gerinnen sollen, arbeiten.

Pragmatisch flüchtige Zukünfte planen, so möchte ich an Egerts Methode an- und damit meinen Beitrag beschließen, bedeutet dann, im Kollektiv Szenarien zu entwerfen und über Medien, Materialien und Verfahrensschritte Möglichkeiten herzustellen, die die Zukünfte flüchtig belassen. Solche Zukunftsszenarien können die kennengelernten VR-Simulationen, die RGB-farbenen Spielbretter oder Formeln für den ästhetischen Zustand enthalten, sie können an der Universität stattfinden, wenn mit ihnen das Geplante zu etwas Neuem, Ungeplanten, Flüchtigem wird. An den flüchtigen Zukünften auf diese Weise üben, anhand der pragmatischen Umsetzung planerische Szenarien für eben solche zu durchdenken und zu entwerfen, führt vielleicht nicht sofort zu einem sorgenfreien Leben, macht dafür aber mannigfaltige Zukünfte für viele präsent.

Turn of the Future

Armen Avanesian

Mein kurzer Beitrag beschränkt sich auf zwei zentrale Aspekte, die am Beginn des Manifests zur Sprache kommen, und zwar im Titel (*The Future Turn*) sowie gleich im ersten Absatz, der unsere Zeit, also unsere Gegenwart und gegenwärtige Zukunft, als von Krisen überschattet beschreibt. Konkret geht es mir erstens um eine Ausdeutung, oder einfach nur möglich wörtliche Auslegung des Titels, und zweitens um eine Nachfrage bzw. Hinterfragung der Krisendiagnose. Letzteres nicht aus überbordendem Optimismus des Verstandes – für den es nun wirklich keine guten Gründe gibt –, sondern eher aus zeittheoretischen Gründen. Mein beide obigen Aspekte verschränkender Punkt ist dabei schlicht, dass eine aus der Zukunft verstandene Zeit bzw. eine zunehmend von der Zukunft dominierte Gegenwart, quasi (zeit)logisch quer steht zur (Zeit-)Logik von Krisen.

Zum ersten Aspekt: Mein Kommentar zum Titel beschränkt sich wie schon angedeutet auf eine – je nachdem – genaue oder forcierte Lesart, verstehe ich doch den *turn* oder Wandel als einen der Zeit selber. Quasi in der Zukunft verortet und aus der Zukunft auf uns einströmend stellt uns eine nicht mehr chronologische, d.h. nicht mehr von der Vergangenheit durch die Gegenwart ruhig in Richtung Zukunft verstreichende Zeit vor ganz neue Herausforderungen. Der heute allorts geäußerte Eindruck, die Zeit sei aus den Fugen geraten, würde uns systematisch überfordern, ergebe keinen Sinn (mehr), hat ihre chrono-soziale Begründung darin, dass automatisierte Prozesse, Algorithmen, maschinelle Infrastrukturen etc. den menschlichen Zeithorizont – den Fokus auf die Gegenwart und das Gegenwärtige – zunehmend verschieben oder überlagern. Unsere zeitkomplexe Gesellschaft, der gegenwärtige Zeitkomplex, lässt sich nicht mehr aus jener Gegenwart heraus verstehen, in

der wir als immer noch (auch) biologische Wesen gleichwohl weiterhin leben. Dass wir uns stattdessen der Zukunft zuwenden, uns mit ihr umwenden und nach ihr richten müssen, bedeutet also, dass genau das Gegenteil der üblichen Beschwerde der Fall ist: de facto leiden wir nicht an einem Mangel an Zukunft, sondern einem – nicht zuletzt einer neuen medientechnologischen Revolution geschuldeten – Zuviel an Zukunft oder zukünftiger Information und Daten.

Zum zweiten Aspekt: Mittels proaktiver oder präemptiver Medizin verlängern wir unser Leben, das wir Soziologen zufolge zunehmend als präemptive Persönlichkeiten (so Rob Horning angesichts unserer algorithmisch beeinflussten Kaufgewohnheiten) führen, ebenso wie präemptive Kriege, denen wir ebenso hilflos (nicht) vertrauen wie *preemptive policing* oder der *premediation* (Richard Grusin) in den von ubiquitären *fake news*-Vorwürfen betroffenen sozialen oder Massenmedien. Die Liste der Prä(emptions)-Phänomene muss hier nicht weitergeführt werden, um den relevanten Punkt noch einmal zu plausibilisieren: Wir sind zunehmend mit aus der Zukunft kollidierenden Zeitphänomenen konfrontiert, deren Verstehen, Bearbeitung oder deren Auflösung wie im Fall von ›Krisen‹ dementsprechend schwierig bis unmöglich wird. Letzteres vor allem innerhalb jenes chronologischen Zeitmodells, das auch prägend ist für den hypertrophen Krisendiskurs unserer Tage bzw. unseres Jahrhunderts, angesichts vermeintlicher Flüchtlingskrise, angeblich überstandener Finanzkrise und schon lange nicht mehr nur bevorstehender Klimakrise.

Krisen jedoch – und damit bin ich schon bei meinem abschließenden, die zeit(richtungs)theoretische und krisensymptomatische Beobachtung verschränkenden Punkt –, ja der heuristische Wert

des Konzepts ›Krise‹, scheint mir gebunden an einen chronologischen Geschehensverlauf. Ganz konkret etwa an eine Zeit vor Migration, einer stabilen Selbstregulation (finanz)industrieller Märkte, und eines kapitalistischen Wirtschaftens jenseits anthropozöner Konsequenzen – allesamt Phantasmen einer lang vergangenen politischen Ökonomie (wenn nicht sogar: das Phantasma politische Ökonomie überhaupt). Allen voran der ›Klimakrise‹, aber auch allen anderen hier angeführten Phänomenen, ist jedoch eigen, dass sie in eben dem Maße keine Krisen sind, als die Entscheidung über sie in keine Gegenwart mehr fallen kann (wie es die antike und etymologische Erblast

des Krisenbegriffs nahelegt, mit ihrer Krisenzeit als Entscheidung über Heilung oder Tod des Patienten). Weder die Auslöser noch die Effekte des Klimawandels aber finden sich in irgendeiner zuordenbaren Vergangenheit, und zwar in dem Maße als ihre Zukunft uns – um die unzeitgemäße dekonstruktive Terminologie aufzugreifen – naturgemäß nicht präsent ist, aber nichtsdestoweniger in der Gegenwart insistiert. Das scheint mir eine zentrale Lehre des *future turn* zu sein, den wir uns paradoxerweise so schnell wie möglich und im Dienste einer besseren zukünftigen Gegenwart, als es die gegenwärtige Zukunft befürchten lässt, vergegenwärtigen müssen.

»die Grenzen des Denkbaren verschieben«

Katerina Krtilova

Die Idee, dass die Medien der Geschichte von Medien der Zukunft abgelöst werden, kann durchaus als ein Wendepunkt der Medientheorie verstanden werden – so könnte man zumindest Vilém Flussers ebenso wie Friedrich Kittlers Diagnose des Übergangs in ein neues, maßgeblich durch digitale Technologien bestimmtes Zeitalter interpretieren. Nichtsdestoweniger wandten sich beide Autoren immer wieder historischen »Aufschreibesystemen« (Kittler 1995) und dem »Universum der Texte« (Flusser) zu, um andere Arten der Speicherung, Übertragung und des Prozessierens von Informationen zu finden als jene, die von den Geisteswissenschaften bis dahin untersucht und praktiziert wurden. Die Kulturtechniken des Schreibens und Lesens, Archivierens, Reproduzierens, Publizierens usw. von Texten als Medien der Geisteswissenschaften lassen sich geistlos erforschen, wie Kittler vorschlägt, um damit kulturelle Praktiken nicht auf die Interpretation von Texten zu reduzieren. Flusser geht ebenfalls vom Zerfall des Universums der Texte aus, allerdings besorgt um den Verlust des »schriftlichen« Denkens – das für

ihn auch das Denken der Geschichte(n) begründet. Anders als Kittler argumentiert er jedoch nicht mit der gegebenen technologischen Entwicklung, die historische Medien durch nicht-lineare, alternative Wirklichkeiten projizierende Medien ersetzt, sondern beschreibt den Wechsel von Text zu Computer als einen »Umbruch im Denken« (Flusser 1996: 86). Seine Mediengeschichte mündet in eine paradoxe Konstruktion des »Endes der Geschichte« das auf kein historisches Ereignis verweist, sondern die Grenzen des Denkbaren auslotet: des linearen, prozessualen, logischen, kausalen, geschichtlichen, wissenschaftlichen Denkens – eben dessen, was das gegenwärtige Universum (der Texte) ausmacht, die (noch) gültige Ordnung der Dinge.

Der *Future Turn* von Christoph Ernst und Jens Schröter scheint Flussers Ansatz näher zu stehen: nicht ausgehend von der Einsicht in die neue technische Wirklichkeit, sondern vielmehr der *Möglichkeit*, zukünftige Medien zu imaginieren und damit die Grenzen des Denkbaren zu verschieben. Diese Art der »Techno-Imagination« (Flusser) könnte ganz andere

Perspektiven aufzeigen als die Beschreibung noch so aktueller Technologien und Vorhersagen technologischer Entwicklung, wie sie von Technologiekonzernen und ihren Theoretiker*innen angeboten werden. Womöglich ist sie die beste Version medientheoretischer Science-Fiction – und könnte also solche z.B. an die Kurzgeschichte »Story of Your Life« von Ted Chiang (1998) und den darauf basierenden Film *Arrival* (2016) anknüpfen, die nicht in die Zukunft der gegenwärtigen Technologien blickt, sondern die Gegenwart mit etwas ganz Anderem, Fremden konfrontiert. Die heutigen hochtechnologischen Verfahren der Mustererkennung scheitern im Film, wenn sie die Landung der außerirdischen Raumschiffe auf der Erde orten sollen – aus dem Off kommentiert eine der Hauptfiguren, der Physiker Ian, ironisch die teils absurden, und so gar nicht *smart*en Vorschläge. Als Science-Fiction stellt der Film gleich zu Beginn *science* insofern in Frage, als der *Geisteswissenschaftlerin* Louise letztlich die Kommunikation mit den außerirdischen Wesen gelingt – überraschend nicht nur für Ian, der sich bereits an der Grundannahme von Louises Buch stößt, in dem es um »Sprache als Grundlage der Kultur« geht: diese Grundlage sei doch eindeutig Wissenschaft. Im Verlauf des Films stellt sich jedoch heraus, dass genau ihre Expertise gefragt ist: die Außerirdischen, Heptapods, bringen eine unerwartete Technik mit: ihre Schrift. Eine Technik, die sich die Sprachwissenschaftlerin aneignen kann, nicht der Astrophysiker – der zumindest einen Hinweis sozusagen zwischen den Zeilen findet – aus den Abständen zwischen den Schriftzeichen errechnet. Das Aneignen der Technik geschieht dabei im Sinne eines »rewiring the brain«: »If you immerse yourself into a foreign language, you can actually rewire your brain«, so formuliert es Ian – als Zusammenfassung der Sapir-Whorf-Hypothese. Denken wird von der Sprache bestimmt. Im Falle der außerirdischen Wesen ist es jedoch das Erlernen der neuen *Schrift*, nicht Sprache, die ein völlig anderes Denken ermöglicht:

die außerirdische Schrift ist nicht linear und Louise lernt damit außerhalb der linearen Zeit zu denken. Sie weiß, was in Zukunft passieren wird, als hätte sie es schon erlebt – die Zuschauer*in und Leser*in erkennt erst zum Schluss, dass die Flashbacks aus ihrem Leben eigentlich Flashforwards sind – mit dem Effekt, dass sich auch für den Zuschauer*innen die innerdiegetische Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft überlappen. »What distinguishes the heptapods' mode of awareness is not just that their actions coincide with history's events; it is also that their motives coincide with history's purposes. They act to create the future, to enact chronology«. Daraus folgt für Louise, dass das Konzept des freien Willens daran gebunden ist, die Zukunft nicht zu kennen, also außerhalb des linearen Universums seine Bedeutung verliert. »Freedom isn't an illusion; it's perfectly real in the context of sequential consciousness. Within the context of simultaneous consciousness, freedom is not meaningful [...]« (Chiang 2016: 137).

Die Szene des ersten Kontaktes von Louise und den Außerirdischen im Film kehrt gewissermaßen die Szene des Höhlengleichnisses von Platon um: die Menschen kommen aus dem Licht in die dunkle Höhle, um vor einer Art Glasscheibe zu stehen, auf der nur Schatten zu sehen sind – in schwarz-weiß gehalten immer halb im Nebel verschwindende Heptapods erzeugen die klar und deutlich sichtbaren schwarzen Schriftzeichen auf weißem Grund. Diese sind jedoch – gegenüber den auf der Erde bekannten Schriftzeichen – weder eindeutig zweidimensional, noch diskret. In Nahaufnahme scheinen sie fast organisch. Die »Glasscheibe« evoziert natürlich auch eine Kinoleinwand, auf der bewegliche Zeichen erscheinen, die in beiden Fällen eine andere Zeitdimension einführen. Beim Betreten des Raumschiffs zerfällt für die menschlichen Besucher zunächst der Raum, oben, unten, Horizont, Tiefe. Es gibt auch zunächst kein Licht, Licht und Dunkelheit trennen sich an der Glasscheibe, hinter der die Heptapods

aus dem Nebel auftauchen. Und die Schriftzeichen. Diese sind jedoch nicht 2-D (wie Buchstaben auf Papier), sondern schweben frei zwischen vier Dimensionen – als Symbol und Bild, als ›Graphik‹ und als Bild und Gebilde im Raum, das sich bewegt, sich formiert und verschwindet – und sie lassen sich nur non-linear entziffern. Wenn Flusser das neue Universum der Komputation als »nulldimensional« charakterisiert, vollkommen abstrakt, in dem neue Welten aus elementaren Teilen – Punkten, Bits, Partikeln – immer wieder neu generiert werden können, fragen die Geschichte und der Film vielleicht eher nach anderen Dimensionen, die gerade nicht in der Abstraktion des mathematisch gedachten Universums der Komputation aufgehen, sondern neue sichtbare, erfahrbare Welten bilden.

»Human« ist das erste Wort, mit dem Louise den Dialog mit den Aliens beginnt. Gegenüber der wissenschaftlichen Erschließung, Erklärung und dem Verfügbar-Machung des (noch) Unbekannten scheint sich hier die Perspektive umzukehren: der Erstkontakt ist vielmehr eine Szene der Menschwerdung, ein Angesprochen-Werden – als ›Mensch‹. Louise taucht aus den ganzen technischen Vorrichtungen, Schleusen, Anzügen, Fahrzeugen als Mensch auf, als sie mit den Außerirdischen zu sprechen beginnt, sie entsteht als ›Mensch‹ aus der Permutation der Schriftzeichen. Eher als mit (post-)digitalen Vorstellungen der Verschränkung von Menschlichem und Nicht-Menschlichem oder Visionen von Cyborgs lässt sich die Szene vielleicht mit Blick auf religiöse Figuren der Menschwerdung interpretieren: die schöpferische Kraft der Buchstaben bildet die Grundlage kabbalistischer Mystik, die die Buchstaben-Zahlen Kombinationen der Torah erforscht, um sich dem Geheimnis der göttlichen Schöpfung zu nähern: das Geheimnis, wie die Welt und damit natürlich auch der Mensch, erschaffen wurde. In Parallele dazu ist die außerirdische Schrift nicht einfach dekodierbar, kein bloßes Instrument zur Übermittlung von Botschaften

oder Anweisungen, sondern ein *Medium* im starken Sinne (eines ›Medienaprioris‹), das überhaupt erst etwas denken, wahrnehmen, erfahren lässt, was es sonst schlicht nicht gäbe. Die fremde Schrift schafft ein neues Bewusstsein und zwar genau im Sinne der jüdischen Mystik: durch eine Verwandlung der Person, die die Geheimnisse der Schrift erkundet. Louise lernt die außerirdische Schrift nicht, um sie dann als ein Instrument zu gebrauchen, sie *verwandelt* sich, indem sie sie lernt, ihr Denken, ihre Wahrnehmung, Erfahrung, ihre Beziehung zu anderen, ihr Leben verändert sich; nicht indem sie sich etwas einbildet, sondern sie lebt fortan in einer anders strukturierten Wirklichkeit, einer anderen Zeit. Lineare Zeit erweist sich, wie bei Flusser, als nur *eine* Möglichkeit, die Teil einer *bestimmten* Art von Denken ist.

Mit dem Zerfall dieses Denkens und damit der Infragestellung seiner Geschichte – als *einer*, nicht *der* Geschichte – bietet sich bei Flusser die Möglichkeit, die Geschichte anders, nicht-linear zu lesen: ›Kulturge-schichte‹ als ein Ausloten der Grenzen des Denkbaren. Die *Form* seines Denkens oder der *Weg*, nicht das Resultat sind der Schlüssel zu den Umbrüchen oder Sprüngen im Denken, auf die es in seiner Charakteristik des neuen Universums eigentlich ankommt. Sein Schreiben ähnelt dem Erlernen der außerirdischen Schrift von Louise: der Versuch des non-linearen Schreibens ist selbst schon das Ziel – ein Versuch, im Vollzug des Schreibens Denken zu verändern. Dies ist eine ganz andere Herangehensweise als das moderne, kybernetisch inspirierte Denken der Technologie, das Flusser ebenso wie Kittler faszinierte – die Vision der freien Modellierung (Steuerung, Kontrolle) der immateriell, widerstandslos gewordenen Wirklichkeit. Das Schreiben Flussers und Louises ist ein *Medium* zwischen Magie und Technologie, das Tun, Verstehen und Lernen verbindet – und Menschen verwandelt. Genau in diesem Sinne mag der Blick in die Zukunft Science-Fiction sein, Selbsterkenntnis und eine Verschiebung der Grenzen des Denkbaren.

Zur Dringlichkeit einer Imagination der Fülle

Jan Groos

Die von Christoph Ernst und Jens Schröter erarbeiteten Gedanken zu einem *Future Turn* sind stark fragmentarisch und ich will einige dieser Fragmente aufgreifen, um ihnen – erneut fragmentarische – Überlegungen zur Seite zu stellen. Diese Überlegungen widmen sich der *Dringlichkeit einer Imagination der Fülle* und somit der Notwendigkeit einer kollektiven Arbeit an neuen Imaginationen, um die von den Autoren beschriebenen Krisen der Gegenwart zu adressieren. Eine Betonung der Arbeit an Imaginationen mag im Kontext existentieller Krisen zunächst kontraintuitiv erscheinen. Lautet nicht der Imperativ in Anbetracht der Klimakrise, ja der Schlachtruf gar, dass wir »Jetzt handeln!« müssen? Diese Notwendigkeit zu handeln soll hier nicht in Abrede gestellt werden, doch ich möchte in aller Kürze versuchen herauszuarbeiten, dass dieses Handeln aus neuen *positiven* Imaginationen und den sie begleitenden Narrativen heraus entstehen muss. Dies sagt zum einen etwas aus über das notwendige zeitliche Verhältnis zwischen dem beschworenen »Jetzt handeln!« und der damit verbundenen Arbeit an neuen Imaginationen. Es schließt aus, dass Letzteres unter dem scheinbaren Druck der Notwendigkeit und unter dem Druck von Argumenten der Dringlichkeit – leider wird hier allzu oft mit nicht weniger als dem Weltuntergang operiert – auf einen späteren Zeitpunkt verschoben werden kann. Die absolut reale Dringlichkeit der multiplen Krisen, so mein zugrunde liegendes Argument, ist nicht zuletzt aus dem Ausbleiben der Arbeit an alternativen Imaginationen heraus entstanden. Will man diese Krisen produktiv adressieren, so ist eine Arbeit an neuen kollektiven Imaginationen und Narrativen, dem Erzählen anderer Geschichten (Haraway 2016), unerlässlich. Neben diesem zeitlichen Verhältnis

einer Parallelität, die auch im Feld der Imagination keinen Aufschub kennt, liegt eine zweite Betonung auf dem *Positiven* der Imaginationen. Dies meint jedoch mitnichten einen Rückzug ins rein Utopische, ein einfaches Erzählen oder substanzloses Fordern schöner neuer Welten. Es bezieht sich vielmehr auf die Notwendigkeit, den Boden auf dem das Argument für die Möglichkeit alternativer Zukünfte geführt wird, so zu verschieben, dass die alternative Beantwortung grundlegender Fragen gesellschaftlicher Organisation berechtigterweise plausibel erscheint. Was das konkret bedeutet und inwiefern es eng mit der Notwendigkeit des Erzählens anderer Geschichten verwoben ist, lässt sich besonders gut am Feld der (politischen) Ökonomie veranschaulichen.

Die »economic fables« (Rubinstein 2012) liberaler Wirtschaftswissenschaften bilden nicht nur einen Bodensatz und einflussreichen Bezugsrahmen politischer Verhandlungsprozesse, sondern sie fundieren ihre spezifische Anrufung der Dringlichkeit – im Liberalismus zentral die Behauptung der Knappheit von Ressourcen – zudem ganz konkret in einem Zukunftsbezug. Wie Ute Tellmann kenntnisreich ausführt, steht an dessen Anfang überraschenderweise zunächst einmal die Idee der natürlichen Fülle (Tellmann 2017). Der Liberalismus seit Malthus stellt eine Auseinandersetzung mit der Frage dar, wer mit dieser gegebenen Fülle gut und wer damit schlecht umgehen könne. Erst eine kulturelle Hierarchisierung produziert hierbei die Idee der Knappheit, die ein solches Abwägen scheinbar notwendig macht (Groos und Tellmann 2021, Min. 14:50ff). Denn während die einen vorgeblich mit ökonomischer Rationalität ausgestattet sind, die in der Lage sei, die gegebene Fülle in der Welt zu halten (schließlich vermehrt

sich ja das Kapital), brächten die ›Primitiven‹ durch ihren fehlenden Zukunftsbezug und die damit verbundene Verschwendung die Knappheit in die Welt. Diese Idee der Knappheit erfüllt in der Folge zwei Funktionen. Auf der einen Seite erzeugt sie eine »kulturelle Valorisierung des Kapitals« (Groos und Tellmann 2021), wobei das Kapital an das angeblich vernünftige Walten in der Welt geknüpft wird und die in seinem Namen agierenden auch gegen eine widersprechende empirische Sachlage immunisiert. Zum anderen – und dies gilt für manche mehr und für andere weniger – ist diese Idee der Knappheit gekoppelt an die Furcht vor einer Zukunft, in der meine existenziellen Bedürfnisse nicht länger gedeckt sein könnten. Existentielle Furcht stellt in dieser Hinsicht eine Grundbedingung liberalen Regierens dar. Wer jedoch mit Hoffnung (auf zukünftige Gewinne) und wer mit Furcht (vor existentieller Not) regiert wird, ist auch heute noch in letzter Instanz auf die kulturelle Hierarchisierung in ›Rationale‹ und ›Primitive‹ zurückzuführen.

Wenn hier nun also für die Notwendigkeit einer Imagination der Fülle eingetreten werden soll, dann meint dies *erstens*, dass wir neben dem Handeln ebensowenig das Imaginieren aufschieben dürfen. Es meint *zweitens*, dass wir uns nicht in den Chor der Furcht vor der Knappheit einreihen sollten. Denn diese Furcht ist ein elementarer Bestandteil liberaler Regierungskunst (Foucault) und als solche gekoppelt an wirkmächtige kulturelle Hierarchisierungen, in denen eine spezifische Idee ökonomischer Rationalität als der gute Zukunftsbezug etabliert worden ist. Meint man also, diese Furcht aktivieren zu können, um z.B. für ein effektiveres Adressieren der Klimafrage zu mobilisieren, so begibt man sich auf ein Terrain, in dem ein spezifisches Set an vermeintlichen Problemlösungsangeboten mit weitem Abstand das Feld dominiert und tief in institutionelle Gefüge, populäre Narrative und Selbstwahrnehmungen eingelassen

ist. Es gilt daher *drittens*, neue Imaginationen der Fülle zu entwerfen, die dem Umstand Rechnung tragen, dass es tatsächlich genug Ressourcen gibt, um unsere gesellschaftliche Reproduktion zu gewährleisten, wenn diese nicht auf extraktiver Logik und unbegrenztem Wachstum fußt. Nimmt man diese Fülle als Ausgangspunkt und verbindet sie mit einem pflegenden Bezugsverhältnis zu den uns erhaltenden Regenerationszyklen, so erzeugt dies eine fundamentale Neuausrichtung des ökonomischen Problems. Die Frage ist dann nicht länger, welchen Mechanismus wir einführen sollten, um die immer knapper werdenden Ressourcen möglichst effektiv zu verteilen, sondern sie lautet: Wie kann die gegebene Fülle für uns alle – sowohl menschliche als auch nicht-menschliche Lebewesen und die sie fundierenden Regenerationszyklen – sinnvollerweise auf Zukünftigkeit hin orientiert werden?

Literatur

- AVANESSIAN, Armen/MOALEMI, Mahan (Hg.) (2018): *Ethnofuturismen*, Leipzig: Merve.
- BERLANT, Lauren (2006): *Cruel Optimism*, Durham/NC, London: Duke University Press.
- CHIANG, Ted (2016): »Story of Your Life«. In: *Stories of Your Life and Others*, New York: Random House.
- EDU-FACTORY (Hg.) (2019): *Alle Macht der selbstorganisierten Wissensproduktion*, Wien: Transversal Texts.
- EGERT, Gerko (2020): »Radikale Planung«. In: *Experimente lernen, Techniken tauschen. Ein spekulatives Handbuch*, hg. v. Julia Bee/Gerko Egert Weimar, Berlin: Nocturne, 1–15.
- ERNST, Christoph/Schröter, Jens (2020): *Zukünftige Medien. Eine Einführung*, Wiesbaden, Heidelberg: Springer VS.
- FLUSSER, Vilém (1996): *Zwiegespräche. Interviews 1967-1991*, hg. v. Klaus Sander, Göttingen: European Photography.

- GROOS, Jan und TELLMANN, Ute (2021): »Ute Tellmann zu Ökonomie als Kultur«. In: *Future Histories Podcast S02E03*: <https://www.futurehistories.today/episoden-blog/s02/e03-ute-tellmann-zu-oekonomie-als-kultur/>
- GUNKEL, Henriette/LYNCH, kara (Hg.) (2019): *We travel the space ways. Black imagination, fragments, and diffractions*, Bielefeld: transcript.
- HARAWAY, Donna (2016): *Staying with the Trouble - Making Kin in the Chthulucene*, Durham: Duke University Press.
- HARNEY, Stefano/MOTEN, Fred (2016): *Die Undercommons. Flüchtige Planung und schwarzes Studium*, hg. v. Isabell Lorey, Wien u.a.: Transversal Texts.
- KITTLER, Friedrich (1995): *Aufschreibesysteme 1800/1900*, München: Wilhelm Fink.
- LOTHIAN, Alexis (2018): *Old futures. Speculative fiction and queer possibility*, New York: New York University Press.
- MADER, Vera (2020): »Morgen, das 22. Jahrhundert. Neue, alte und Andere Zukünfte«. In: *Medium | Format. Heft 22. ZfM Zeitschrift für Medienwissenschaft* 12: 1, 207–213.
- MANNING, Erin (2020): *For a Pragmatics of the Useless*, Durham, London: Duke University Press.
- RUBINSTEIN, Ariel (2012): *Economic Fables*. Cambridge, UK: Open Book Publisher.
- TELLMANN, Ute (2017): *Life & Money. The Genealogy of the Liberal Economy and the Displacement of Politics*, New York: Columbia University Press.
- WEINGART, Brigitte/LINZ, Max (2019): »Weitermachen Sanssouci. Ein Uni-Film«. In: *Künstliche Intelligenzen. Heft 21. ZfM Zeitschrift für Medienwissenschaft* 11: 2, 107–120.

Filme

- Arrival, Denis Villeneuve (USA 2016).
Weitermachen Sanssouci, Max Linz (GER 2019).